



Die Zukunft der Schweiz

Das junge Europa reibt sich immer noch in demokratischen Grundübungen, während die erfahrene Schweiz gelangweilt dem bunten Treiben zuschaut. Nach der Wahl vom 25. Mai bleibt noch einiges zu tun, bevor man von einem breiten Vertrauen in die gemeinsame Seifenkiste Europa sprechen kann. Die jüngsten Passabfahrten mit Überschuldungskurven, Beinahe-Pleiten und Rettungsfallschirmen haben nicht gerade zur Stabilität beigetragen. Europa tut sich schwer mit seiner Knechtschaft unter dem Primat der Wirtschaft und der aufkeimende Nationalismus darf auch als eine Art kulturelle Renaissance gelesen werden. Europa als bunter Haufen lebendiger Regionen und Menschen – der Weg scheint noch weit; unser Autor ist ihn bereits gegangen. Ein Blick auf die EU 2.0 und die dazu passende Schweiz

→ von Paul Dominik Hasler

Nachdem das dritte Beitrittsesuch der EU eingetroffen war, wussten wir: Wir können sie nicht noch einmal enttäuschen. Inzwischen kann man sich. Die Verhandlungen zu den letzten Beitrittsesuchen hatte uns näher gebracht. Wir waren in Köln und Oslo an Workshops. Die Dänen und Briten kamen zu uns nach Morschach und auf die Schweibenalp. Es war ein langes Ringen. Sicherlich: Die Schweiz war eine Art Idealfall, aber gerade das liess uns zögern. 345 Millionen neue Schweizer? Immerhin waren auch die Ukraine und Albanien in der EU.

Was wirklich anders war als früher, war der Ton. Zu Anfang gab es diese Gehässigkeiten, dieses Knurren am gleichen dürren Knochen. Man sprach vom Kuchen, der zu verteilen wäre, vom Modell Schweiz, das verraten würde, von Betonwüsten und frechen Weissrussen, die hier Sozialwohnungen belegten. Das alles hatten wir überwunden. Wir waren wieder ein Stück reifer geworden, aber diesmal schien es uns zum Guten zu gereichen – das alte Land, die Urmasse der Europäisierung.

Nicht dass die EU ein Flop gewesen wäre. Sie war ihrer Zeit entsprechend ein Experiment, natürlich sehr wirtschaftslastig und letztlich der naive Traum vom demokratischen Königreich. Spätes-

tens als in Brüssel mehr Beamte als Einwohner gezählt wurden, leuchtete allen ein, dass es einer Art Modellwechsels bedurfte. Dazu kam, dass man mit der Abschaffung des alten Geldsystems der EU den Teppich unter den Füßen weggezogen hatte. Plötzlich gab es wieder echtes Geld für anständige Arbeit, was die Menschen irgendwie verwandelte.

Es gab diese Geschichte vom süditalienischen Abgeordneten, der sich über die Bierbrauer in Dänemark beschwerte und ihre Privilegien, die sie bis hinunter in die Stiefelspitze genossen. Er wettete auf gute alte Art bis ihn ein Däne unterbrach und meinte, dass man das von Brüssel aus unmöglich beurteilen könne, und dass er doch mal runter käme. Die Szene wurde zu einem Schlüsselerlebnis. Seither endete fast jede Debatte mit den Worten, dass man das unmöglich von Brüssel aus beurteilen könne, und man das vor Ort ansehen müsse. Es entstand gewissermann die EU 2.0, die Kultur-EU. Das Besuchen seiner Mit-EUdgenossen, wie sie sich nannten, wurde zum zentralen politischen Programm. Denn überall, wo man hinkam, sah die Welt anders aus, sodass schliesslich niemand mehr Lust hatte, in Brüssel zu politisieren. Alles wurde vor Ort in Form von Besuchen und Gegenbesuchen besprochen. Es gab Feste und Empfänge, Tänze und Konzerte. Es war die reinste Völkerwanderung.

Das war der Moment, wo in der Schweiz der Eindruck entstand, die EU taue etwas. Man blickte fast etwas neidvoll zu all den Palavern, Austauschaktionen und Besuchen in ganz Europa. Da waren die Höflichkeitsbesuche in der Romandie oder im Tessin fade Abstecher dagegen. Die EU-Leute wussten wirklich zu feiern. Die Dänen waren in Taranto seit dem ersten Besuch eine Legende. Die Däninnen sowieso.

Ohne dass die Schweiz etwas dazutut, wurde sie immer mehr zum Thema in der EU. Man bedauerte, dass man sie nicht im gleichen Sinn besuchen konnte. Natürlich ging man in die Schweiz zum Skifahren oder Wandern und E-Bike fahren, aber so richtig feiern konnte man nicht. Man blieb Gast, höflich bedient, korrekt betreut. Schade. Viele Europäer stellten bereits die unangenehme Frage, ob die Schweizer überhaupt feiern könnten. Dazu war klar, dass man das Thema EU in der Schweiz auf keinen Fall anschnitten durfte, weil sonst die Laune überhaupt nicht mehr zu retten war.

In einer heiteren Stunde – die Legende spricht von einem schwülen Sommernachmittag in Griechenland – soll die Idee aufgekommen sein, dass die EU ein Beitrittsesuch an die Schweiz stellen solle. Das würde die Diskussion entkrampfen und dennoch das zentrale Thema anschnitten.



Gutgelaunt wie sie waren, tippten ein paar EU-Funktionäre diese Idee auf ein offizielles Briefpapier in Brüssel und schickten es ab.

Das erste Gesuch löste in der Schweiz mehr Beklemmen als Heiterkeit aus. Man bildete eine Kommission, um einen möglichst schonungsvollen Ablehnungsbrief zu formulieren, der dann auch drei Monate später auf 16 Seiten in Richtung Brüssel geschickt wurde. Einen Moment lang sah es danach aus, als ob diese Absage und ihre formelle Art den Dialog erheblich belasten würde. Es war einer britischen Idee zu verdanken, den Brief als diplomatisch formulierte Einladung zu Verhandlungen zu verstehen und umgehend eine Terminumfrage zu versenden.

Man traf sich wie gesagt auf diversen Hochebenen, Schlössern oder Weingütern. Die Schweizer hielten sich tapfer, zogen immer als letzte die Kravatten aus und übernahmen jeweils das Führen eines Protokolls, das ob seiner umsichtigen Formulierungen jedes Mal Eingang in die Feuilletons der regionalen Kulturblätter fand. Wirklich zu knacken aber waren die Eidgenossen nicht. Und von einem Beitritt wollten sie schon gar nichts wissen.

Es war ein Marokkaner, der vorschlug, vorsorglich die Schweizerische Verfassung zu übernehmen, um auf diesem Weg etwas Goodwill zu zeigen. Nachforschungen hatten ergeben, dass darauf kein Copyright bestand. Obwohl Marokko kein offizielles Mitglied der EU war, fand man die Idee recht originell und gut. Immerhin liessen sich fast alle Gesetze auch auf Basis der Schweizerischen Verfassung weiter befolgen oder zumindest im üblichen Rahmen interpretieren, der aufgrund der kulturellen Differenzen sowieso nötig war.

Das zweite Gesuch kam denn auch schon selbstsicherer daher. Man hatte es in Form einer Videobotschaft einem lettischen Künstler in Auftrag gegeben. Es zeigte EU-Vertreter beim entzückten Anfassen eines schweizerischen Felsbrockens, daneben ein etwas verunsicherter und strenger schweizerischer Dorfpolizist, der schaute, dass dem Fels auch nichts passiert. Das

Video dauerte fast 20 Minuten und entwickelte einen beträchtlichen Charme, sodass es in den Schweizer Kinos zum Herbstknüller wurde. Irgendwie hatten diese EU-Leute die Schweizer erkannt. Spröde, gutmeinend, rücksichtsvoll und überaus begeisterungsfähig, vorausgesetzt, man findet den richtigen Ton. Und diesen waren sie definitiv am Finden.

Trotzdem wurde das zweite Gesuch abgelehnt. Es brauchte fast ein Jahr, bis der Abendfüllende Spielfilm in 3D der EU überreicht werden konnte. Und er war glücklicherweise so gut, dass trotz der Ablehnung, die darin zum Ausdruck kam, keiner der Schweiz böse sein konnte. Denn die Schweiz hatte langsam die EU ins Gefühl bekommen, mehr als man das dort für möglich hielt. Die Rolle des portugiesischen Melonenpolierers war dermassen gut, dass sie zum absoluten Renner in der EU wurde. Obwohl es diesen Beruf und die damit suggerierten philosophischen Fähigkeiten so nie gab, war er ab diesem Tag in Portugal eine der Touristenattraktionen schlechthin. Ganze Trauben von Besuchern umringten einen der besagten Polierer, um ihm bei seinem kontemplativen Handwerk und den daraus entspringenden Weisheiten zuschauen und zuhören zu können. Man hatte fast den Eindruck, die Eidgenossen hatten, ohne es zu wollen, ein tiefgründiges Symbol für die neue EU gefunden, ein Bild, das alle berührte, denn es fasste den Weg zusammen, den diese Organisation seit ihrer Abkehr von der monetären Verblendung hin zum europäischen Kulturraum genommen hatte.

Man orakelte lange, ob die EU ein drittes Gesuch schicken würde. Eines allerdings war klar: Man würde es nicht mehr so einfach ablehnen können. Zu viel war bereits geschehen, und das im besten Sinn. Man hatte sich gegenseitig dermassen zum Schmunzeln, ja zum Lachen gebracht, dass eine neuerliche Liebeserklärung keinesfalls so leicht in den Wind zu schlagen sein würde. In weiser Voraussicht bildete man in der Schweiz schon Kommissionen, um sich auf ein neuerliches Gesuch vorzubereiten. Künstler aus allen Landesteilen waren eingeladen, passende

Antworten dazu zu überlegen. Je länger aber man mit der Vorbereitung auf den Ernstfall beschäftigt war, umso unklarer wurde, warum man sich überhaupt noch dagegen wehrte. Immerhin war Europa genau das geworden, was man sich schon immer davon erhoffte: eine schrullige aber liebenswerte Lebensgemeinschaft auf der westlichen Landzunge vor Russland. Wirtschaftlich war man sowieso nicht mehr bedeutsam, seit die Chinesen alles produzieren wollten, was es gab, und man sie das auch tun liess. Die wenigen Dinge, die Europa entstanden, waren so unnachahmlich, dass man damit gut im Handel stand mit der restlichen Welt. Europa war eine Art Lifestyle-Club geworden, definitiv der Ort, wo man hin wollte, wenn man etwas über sich und das Leben erfahren wollte. Warum also nicht auch in die Schweiz?

Als das dritte Gesuch eintraf, war man zuerst erstaunt. Es war ein Beschrieb für die Stelle des Direktors, die neu geschaffen werden sollte. Erst beim wiederholten Lesen wurde klar, was gemeint war: Der Schweiz wurde eine neue Rolle auf den Leib geschneidert. Sie würde fortan Präsident der EU sein, ein Ehrenamt selbstverständlich, ohne zeitliche Begrenzung. Arbeitsort wäre Bern, ein kleines Büro in der Junkerngasse. Erst im Kleingedruckten erkannte man, dass die Stelle einen Beitritt der EU zur Schweiz beinhaltet, so wie ein Dienstwagen dazugehören könnte.

Es war nicht mehr abzulehnen. Das Büro in der Junkerngasse war in der Tat bereits gemietet worden und die rechtliche Seite letztlich eine Formsache. Man war ja Europäer, wenn man es richtig bedachte, noch dazu mittendrin, wie ein Färöer treffend feststellte. Es war eine Art logischer Schritt, und, nachdem sich die EU dermassen angeschwitzt hatte, auch eine Frage des Anstandes. Ein letztes Polentaessen der Deutschschweizer im Calancatal machte alles klar: Die EU war reif für die Schweiz und die Schweiz reif für sich selber. ■

Paul Dominik Hasler ist Ingenieur, berät Kommunen in Planungs- und Verkehrsfragen und führt in Burgdorf das Büro für Utopien. www.utopien.com